

## Die Last des Prophetenamtes

Liebe Gemeinde, heute will ich etwas mit Ihnen riskieren. Ich will es wagen, dass Sie sich berufen fühlen. Dazu werde ich mir jetzt spontan mehrere Menschen hier in der Kirche aussuchen und diese Person ansehen. Denjenigen, der meint, dass ich ihn ansehe, bitte ich aufzustehen und laut und deutlich zu rufen: "Frevel und Gewalt!"

Liebe Gemeinde, ich nehme an, viele unter Ihnen werden wohl gedacht haben - Hoffentlich sieht sie mich nicht an. O, nein, jetzt schaut sie ausgerechnet in meine Richtung. Meint sie mich?

Und selbst wenn Sie es gemerkt haben, dass ich Sie ansehe. Es ist noch mal was ganz anderes, zu wissen, dass man gemeint ist und dann auch noch aufzustehen. Erst recht wenn man dann auch noch laut durch Kirche rufen soll. Fürchtet man sich da nicht eher vor dem Spott der anderen? So etwas erfordert Mut, dazu brauche ich eine feste Stimme und jede Menge Selbstbewusstsein oder muss damit rechnen. Aber spontan - ohne Vorwarnung. Was werden die Leute wohl hinterher dazu sagen, werden sie lachen oder mich bewundern? Vielleicht wird sich jemand nachher auch bei mir beklagen kommen und sagen: "das hätte jetzt aber nicht sein müssen, dass Sie ausgerechnet mich ansehen." Es war von mir durchaus beabsichtigt, dass es beim ein oder anderen funktionieren wird und bei anderen nicht, dass es Personen gibt, die sich trauen und solche, die dann bewusst ihren Blick Richtung Boden wenden. An diesem Sonntag Okuli geht es gerade nicht darum, wegzusehen, sondern um ein „Auge in Auge“ von Gott und Mensch. Der Mensch ist aufgefordert, seinen Blick auf Gott zu richten. Gleichzeitig können wir uns des aufmerksamen göttlichen Blickes gewiss sein, der stets auf uns gerichtet ist. Daraus resultiert die Aufforderung, auch meinen Mitmenschen nicht aus den Augen zu verlieren, ebenso wie die Ermutigung, dass es sich manchmal lohnt genauer hinzusehen. Denn im Leben begegnen wir immer wieder Momenten, die uns schwer zu schaffen machen. Da tut es gut zu wissen, dass Gott uns nicht aus den Augen lässt, dass er gerade dann unseren Blick neu ausrichtet und Wege zeigt, die wir gehen können - ohne zu verzweifeln oder uns ganz von ihm abzuwenden.

Unser heutiger Predigttext berichtet uns von einem Mann, der zunächst einmal sehr unwillig ist. Mit Ausreden versucht er sich rauszureden. Er will nicht derjenige sein, der berufen ist. Doch es nutzt nichts. Gott will ihn. Schließlich tut er, was Gott ihm

sagt, doch er fühlt sich von Gott zu einem Dienst überwältigt, der ihn nie erfreut. Sein Amt wird ihm zur großen Last. Als Berufener wird er sogar verspottet und beschließt, Gott einfach zu vergessen. Er will nicht mehr an den denken, den er für sein Elend verantwortlich macht. Ein typischer Fall von Wegsehen, den Blick senken, davonlaufen. Doch es hilft nichts. Man vergisst doch ohnehin niemals das, was Not und Elend gebracht hat. Das Schlechte bleibt meist länger in Erinnerung. Gerade an die denkt man ja am längsten und intensivsten, die einen, wie man meint, bedrückt und belastet haben. So einfach wird man Schmerz, Frust, Kummer und Elend nicht los. Das muss man schon anders angehen. Unser Berufener versucht zu vergessen, doch je mehr er vergessen und „positiv denken“ will, desto heftiger brennt sein Herz. Genau das, lässt ihn erkennen: Der Herr ist bei mir wie ein starker Held. Ich kann nur wieder „positiv denken“, wenn ich Gott auf meiner Seite weiß. Am Anfang stehen Klage und tiefe Enttäuschung, am Ende der aufgerichtete Blick der Erkenntnis: Gott geht mit durch dick und dünn und lässt mich niemals aus den Augen. Hören Sie mal genau hin, wie sich die Blickrichtung auch sprachlich ändert - von Selbstmitleid in der Ich-Form hin zur Aufforderung, Gott zu singen und zu rühmen und anderen von seinem rettendem und bewahrendem Handeln zu erzählen. Hören wir die Worte des Propheten Jeremias:

7 HERR, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich.

8 Denn sooft ich rede, muss ich schreien; »Frevl und Gewalt!« muss ich rufen. Denn des HERRN Wort ist mir zu Hohn und Spott geworden täglich.

9 Da dachte ich: Ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, dass ich's nicht ertragen konnte; ich wäre schier vergangen.

10 Denn ich höre, wie viele heimlich reden: »Schrecken ist um und um!« »Verklagt ihn!« »Wir wollen ihn verklagen!« Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle: »Vielleicht lässt er sich überlisten, dass wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen.«

11 Aber der HERR ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht gewinnen. Sie müssen ganz zuschanden werden, weil es ihnen nicht gelingt. Ewig wird ihre Schande sein und nie vergessen werden.

12 Und nun, HERR Zebaoth, der du die Gerechten prüfst, Nieren und Herz durchschaust: Lass mich deine Vergeltung an ihnen sehen; denn ich habe dir meine Sache befohlen.

13 Singet dem HERRN, rühmet den HERRN, der des Armen Leben aus den Händen der Boshaften errettet!

Liebe Gemeinde, in 13 Versen verwendet Jeremia stolze 20 Mal die Worte ich/meiner/mir/ mich. Das grenzt schon an krankhaftes Selbstmitleid. Doch Jeremia geht es wirklich schlecht. Sein Amt, zu dem er berufen wurde, verlangt ihm etwas ab, das seine Kraft übersteigt. Jeremia ist das Paradebeispiel eines Menschen, der um sein Leben mit Gott ringt. Sein Leiden an der Umwelt und seinen Mitmenschen, er fühlt sich ohnmächtig, einsam, verlacht, gedemütigt und spürt die tiefe Sehnsucht in sich, davon erlöst zu werden. Klage ist hier durchaus legitim. Dadurch, dass er ausspricht, was ihn belastet, ordnen sich seine Gedanken. Er kann wieder auf die Zukunft hoffen und erkennen, dass Gott ihm beisteht. Damit richtet er seinen Blick neu aus, hat die Klage vor Gott abgelegt und sich damit dessen vergewissert, dass Gott mitgehen wird. Befinden wir uns nicht oft in einer ähnlichen Situation. So wie Jeremia sind wir zwar nicht dazu berufen, aufzustehen und laut "Frevel und Gewalt" zu rufen. Doch auf alle Fälle haben wir als Christen den Auftrag, das Wort Gottes in die Welt hinauszutragen. Nicht nur mit Worten zu predigen, sondern auch mit Taten, den Gesten unserer Hände und dem Ausdruck unseres Gesichts. Ohne ein einziges Wort zu sagen, können wir einem Mitmenschen zum Beispiel zeigen, dass Gottes Wort in uns lebendig ist und nach außen strahlt. Genauso können wir auch vermitteln, dass wir unser Gegenüber verachten oder gar hassen - auch dazu ist kein Wort nötig. Schließlich kann unserem Mitmenschen auch ein missbilligender Blick etwas darüber sagen, dass wir mit ihm als Christenmensch nicht einverstanden sind. Gerade Menschen, die uns gut kennen, wissen unser Verhalten sicher zu deuten. Oft erleben wir, wie wir aus Scham, Angst oder auch Abgestumpftheit zu Dingen schweigen, auf die eigentlich mit dem Finger gezeigt werden müsste. Das Wort brennt in uns, die Frage ist, ob wir den Mut haben, aufzustehen und Unrecht auch als solches benennen.

Das Wort Gottes in die Welt zu tragen erfordert aber auch Fingerspitzengefühl. Denn wenn ich anderen das Gefühl gebe, sie können vor unserem christlichen oder moralischen Anspruch nicht bestehen, schreckt das Menschen eher ab anstatt zu begeistern. Und es kann auch durchaus sein, dass wir selbst falsch liegen mit dem, was wir von anderen erwarten und ihnen als Gottes Willen weitergeben. Wir haben die Weisheit nicht gepachtet und bleiben schließlich Menschen, die fehlbar sind. Die Liebe zu unseren Nächsten, auch zu denen, die wir für weniger christlich halten, ist die beste Beraterin. Für wichtig halte ich es auch, dass ich meine eigenen Grenzen erkenne. Dass ich ausspreche, wo es mir zuviel wird, auch auf die Gefahr hin, dass andere mich vielleicht verlachen oder mich für nicht belastbar halten.

### Hadern wie Jeremia

In der Süddeutschen Zeitung war zu lesen, dass vor allem Menschen in Berufen mit hoher sozialer Verantwortung und geringer gesellschaftlicher Anerkennung oft seelisch krank werden. Krankenschwestern und Sozialarbeiter seien besonders stark gefährdet. Sie arbeiten oft bis zum Umfallen, engagieren sich extrem und erleben schließlich den gesundheitlichen Super-Störfall: ein Burnout. Überarbeitung und Frust am Arbeitsplatz gingen diesem Zusammenbruch oft voraus. Gerade die sozialen Berufe, die die mit Menschen zu tun haben, leben doch davon, dass Menschen ihre Tätigkeit mehr als Berufung sehen statt nur als Beruf. Da sollte es doch Freude machen, da sollte etwas zurückbekommen. Und das nicht nur im Beruf, sondern auch im Ehrenamt. Werde ich gefragt, ob ich mitmache, entsteht schnell die Angst vor Überforderung. Gibt es denn keinen anderen, der das machen könnte? Einen der das besser kann. Dann hat man ständig mit Menschen zu tun. Da gibt es sicherlich oft Ärger und hinterher ist man der Dumme. Die Gewinnung von Mitstreitern ist alles andere als leicht. Und je mehr Bedenkzeit man Menschen gibt, desto mehr Gründe können ihnen einfallen, lieber doch nicht mitzumachen, obwohl sie die Sache als solche begrüßen. Im Sportverein, in der Jugendarbeit, in der Kirche, überall dort, wo man es mit Menschen zu tun hat. Dankbarkeit und Ansehen und Freude, wenn das wenigstens dabei herauspringen würde, dann wäre es vielleicht für manche ein Anreiz, sich zu engagieren, ein Amt oder ein Ehrenamt auszufüllen. Aber wenn nicht einmal das gesichert ist, dann, ja, warum sollte man dann überhaupt mitmachen? Hinterher gibt es gar noch Ärger. Das Ehrenamt, das ist oft viel Amt und wenig Ehre. Doch wir brauchen Menschen, die sich für die gute

Sache einsetzen und sich zwischenmenschlich engagieren. Wir brauchen Menschen, die mit Ihrem Leben Antwort auf Gottes Ruf geben. Deshalb ist gesellschaftliche Anerkennung wichtig, damit Menschen keine Angst davor haben, etwas falsch oder nicht gut genug zu machen. Wir brauchen aber auch Orte, um sich beklagen zu können, wenn etwas verkehrt läuft. Damit das Feuer nicht ausgeht, braucht es eifrige Herzen, offene Ohren und Menschen, die beides füreinander haben.

Du Gott bist das Wort, das uns Antwort gibt, du bist ein Gott, der uns Menschen liebt.  
AMEN.